

Über Stock und Stein

Das Leben in einer philippinischen Guerilla-Zone

Es gab mal eine Zeit, als die Kommunistische Partei der Philippinen – Neue Volksarmee – Nationale Demokratische Front (Communist Party of the Philippines – New People's Army – National Democratic Front) – so der vollumfängliche Name einer etablierten vielschichtigen Revolutionsbewegung in den Philippinen, die nach wie vor mit dem Staat im Clinch liegt – die Phantasie vieler Filipinos beflügelte. In den 70er und frühen 80er Jahren hatte sie das Image einer progressiven Bewegung von »Friedenskämpfern«, vor allem während des autoritären Regimes von Präsident Ferdinand Marcos.

Eine Vorgeschichte: Die radikale Linke

Derzeit führt die kommunistische Bewegung CPP-NPA-NDF (im Weiteren C/N/N abgekürzt) zwar immer noch ihren bewaffneten Kampf, hat jedoch beträchtlich an Größe, Stärke und Charme verloren. Ab und an taucht sie in den Nachrichten immer noch auf, zum Beispiel bei Zusammenstößen mit dem Militär, dem Kidnapping von Polizisten, Jubiläumsfeiern der Partei oder der Armee, Zwischenfällen im Zusammenhang mit der von ihnen auferlegten »Revolutionsbesteuerung« und bei politisch motivierten Ermordungen.

Es hat zahlreiche Versuche gegeben, Frieden mit den kommunistischen Rebellen zu schließen, doch unter den früheren Präsidenten waren bislang nur Fehlschläge zu verzeichnen. Die derzeitige Regierung von Präsident Benigno Aquino Junior versucht es nun aufs Neue mit Friedensgesprächen, hoffentlich mit höheren Erfolgchancen.

Die C/N/N ist flächendeckend und auf hohem Niveau organisiert. Sie ist landesweit vertreten und verfügt über eine bewaffnete und eine rechtlich einwandfreie Abteilung. Die erstgenannte Einheit besteht aus der Neuen Volksarmee (New People's Army – NPA), die in ländlichen Gegenden operiert,

doch auch in städtischen Regionen in Form von bewaffneten Stadtpartisanen vertreten ist. Der legale Arm setzt sich aus sogenannten »Massenorganisationen« verschiedener gesellschaftlicher Schichten zusammen. Es wurden überdies politische Parteien gebildet, die an Wahlen teilnehmen, wobei einige dieser Mitglieder sogar in die Legislative gewählt wurden. Diese im Vordergrund stehenden Organisationen veranstalten häufig Kundgebungen und Massendemonstrationen, um politische Themen in den Vordergrund zu rücken oder die Regierung zu verunglimpfen. Diese Organisationen und ihre Aktivitäten dienen auch als Nährboden zur Rekrutierung von Mitgliedern für den Untergrund. Sie zielen nicht auf die Lösung aktueller Probleme ab, sondern verfolgen ein höheres Ziel, nämlich die Staatsgewalt mit Waffengewalt an sich zu reißen und die Revolution zu gewinnen.

C/N/Ns legale Organisationen organisieren oft Kampagnen zum Thema Menschenrechte, die fast immer mit Missbrauch bewaffneter Regierungskräfte in Verbindung gebracht werden. Es geht zwar meistens um berechnete und legitime Belange, denn das Militär und die Polizei blicken in der Tat auf eine unrühmliche Liste von Menschenrechtsverletzungen zurück. Viele Verstöße werden im Zuge des Krieges gegen die Rebellen begangen.

Nichtsdestotrotz blickt C/N/N selbst auch auf eine beträchtliche Anzahl von Gewaltexzessen und Missbrauchsfällen zurück, wie zum Beispiel Erpressung durch »Revolutionsbesteuerung« und Ermordung von unbewaffneten Zivilisten. Eine erschreckend hohe Zahl geht auf sogenannte »Anti-Infiltrationsoperationen« oder schlicht »Säuberungsaktionen« zurück, die C/N/N in den 1980er Jahren durchführte.

Robert Francis Garcia, eine frühere Führungskraft der C/N/N, ist einer der Überlebenden der »Oplan Missing Link« genannten Säuberungsaktionen im Süd-

Der Autor ist der Gründungsvorsitzende von »Peace Advocates for Truth, Healing and Justice – PATH«, einer Organisation der Überlebenden und Familien von getöteten Opfern der kommunistischen Säuberungen in den 1980ern. Derzeit arbeitet er für Oxfam als humanitärer Berater für die *Association of Southeast Asian Nations* (ASEAN) mit Schwerpunkt auf Trainings- und Wissensmanagement im Katastrophenfall.

den Tagalogs und übt scharfe Kritik an der C/N/N in seinen Publikationen.¹ Dieser Artikel dient jedoch weniger der Kritik, sondern ist eher eine Beschrei-

bung. Garcia zeichnet Momentaufnahmen aus seinem Leben auf dem Land, als er in den 1980er Jahren zu den Guerillas der NPA gehörte.

Die Geschichte eines ehemaligen Guerillas

Robert Francis Garcia

Ich habe Ameisen nie viel Aufmerksamkeit geschenkt. Doch dies änderte sich während der unendlichen Stunden, die ich kauern zwischen Unkräutern und Lianen in brütender Hitze verbrachte, stets bemüht, so wenig Geräusche wie möglich zu machen und fast regungslos zu sein.

Ein lustiges Völkchen, diese Ameisen. Uns Menschen wurde es zunehmend unbequemer, während die Stunden vorbei tickten, doch die Stimmung blieb halbwegs gut. Unser mitgebrachtes Essen – Reis mit Fisch und essbaren Farnen (*pako*), ordentlich in Bananenblättern eingepackt – erwies sich als praktisch bei unseren kleinen Spielen mit den großen schwarzen Ameisen, die sich selten sozialisierten – im Gegensatz zur bössartigen roten Art, die ganz fies biss und für gewöhnlich ihr Futter und ihre Gegner in Massen attackierte.

Das Ganze spielte sich folgendermaßen ab: Nachdem wir gegessen hatten, nahmen wir ein einzelnes Reiskorn und wedelten damit irgendeiner beliebigen Ameise vor der Nase herum. Zuerst erstarrte die Ameise auf ihrem Weg wie eine Salzsäule und gab sich verwundert. Plötzlich umklammerte sie das Reiskorn mit ihren mächtigen Beißzangen. So entstand ein Kampf. Mann gegen Insekt. Die Ameise zog, wir hielten fest und kicherten wie ausgelassene Kinder. Das Hin und Her zog sich so lange hin, bis eine der Seiten es leid wurde und aufgab (meistens die Ameise).

So verbrachten wir im Jahr 1987 viele Stunden auf der Lauer liegend. Es gab viele Variationen, denn auch das Neue einer solchen »ökologischen Interaktion« verlor bald seinen Reiz. Plaudern war auch eine Art des Zeitvertreibs, allerdings mit gesenkten Stimmen. Ich weiß nicht, wie sie heutzutage beobachten und warten. Vielleicht vergnügt sich der aktuelle Rebellentrupp der NPA mit einer tragbaren Playstation oder einem Nintendo DS.

»Hast Du jemals jemanden getötet?«, werde ich oft von verschiedenen Leuten gefragt. Ich nehme an, dies ist eine ganz normale Frage, die man früheren Kriegern stellt. Meine Antwort ist immer dieselbe: »Zum Glück nicht.« In den wenigen militärischen Zusammenstößen, die ich als bewaffneter Rebell miterlebte, hatte ich nicht das Privileg – oder die Bürde – mit einem menschlichen Ziel vor mir konfrontiert

zu werden. Ich feuerte meine Waffe allgemein in Richtung Feind – ähnlich wie Deckungsschutzsalven, die man in Filmen sieht – alles, was ich traf, waren Bäume und Felsen (und vielleicht bestenfalls ein paar Ameisen).

Ich habe auch nie einer städtischen Partisanenkampfereinheit angehört (wie der berühmten Alex-Boncayao-Brigade oder der Maria-Lorena-Barros-Brigade), die auf ihre Ziele aus nächster Nähe schossen. Ich hatte nie mit sogenannten »Volkstribunalen« zu tun, deren Mitglieder es normalerweise gleich selbst übernahmen, die von ihnen Verurteilten im Anschluss zu exekutieren. Glücklicherweise muss ich nicht mit dem Gedanken leben, irgendwann in meiner Vergangenheit ein anderes menschliches Wesen mit einer Holzkeule auf den Hinterkopf geschlagen zu haben und ihm oder ihr danach durch einen Stoß zwischen die Rippen oder das Schlüsselbein ins Herz mit dem Bajonett den Rest gegeben zu haben. Einige meiner guten Freunde waren weniger glücklich, denn sie fanden sich plötzlich in solch tragischen Situationen wieder – einige als Opfer, andere als Henker.

Doch ich war bei einer Reihe von Vorfällen Zeuge der Gewalt und sah zerfetztes Fleisch, zersplitterte Knochen und literweise Blut. Kein schöner Anblick, wie man es auch dreht und wendet.

1987 war ich noch kein vollwertiger NPA-Rebell. Doch einige unserer städtischen Führungskräfte waren in jenem Jahr den Sommer über in einer »*sonang gerilya*« (Guerrilla-Zone), um ein sogenanntes »Spionagetraining« zu absolvieren. In diesem Kurs wurde vermittelt, wie man dem Spionagedienst des Gegners begegnet. Eine ziemlich klare Sache, sollte man meinen. Doch die Organisatoren dieses Kurses, die später dann die Anführer der »Task Force« wurden, die für die blutrünstige interne Säuberung im Süden Tagalogs verantwortlich waren, müssen in ihren Köpfen wohl die Lektionen durcheinander gebracht haben.

Nach dem Spionagetraining wurde ich dazu überredet zu bleiben und einer sogenannten taktischen Offensive beizutreten. »Du bist dafür wie geschaffen, Ka Fidel.« Sie waren anscheinend von meiner agilen Schlantheit beeindruckt. *Ähem.*

Da war ich nun, mitten zwischen roten Kämpfern in einem Hinterhalt: Ich lag auf der Lauer, spielte mit Ameisen, schaute den vorbeiziehenden Wolken zu und träumte in den Tag hinein. Unglückselige Passanten, die uns zufälligerweise sahen, wurden unver-

zügig als Geiseln festgenommen. Noch ein paar weitere Tage wie diese und wir hätten ein ganzes »barangay« (Dorf) in Geiselhaft gehabt. Zum Glück waren es nur zwei Tage ungewaschenen Daseins in hochsommerlicher Hitze.

Jedes Mal, wenn das tragbare Funkgerät des befehlshabenden Offiziers (BO) knackte, sprangen alle in einem kollektiven Sprung auf. »Andyana!« (Lasst uns gehen!).

Schwer atmend schauten wir uns an, unsere Herzen schlugen bis zum Hals. Wir griffen unsere Gewehre, entschickerten sie, krochen hinter einen Felsbrocken oder einen Baum und waren bereit. Einige Fehlalarme unterbrachen unsere Tagträumereien.

Endlich tauchte das Ziel – ein Schützenpanzerwagen (SPW) – am Horizont auf. Er polterte lauter als unsere Herzen trommelten. Er rollte über eine kaum sichtbare Erhebung aus Stein und Erde. Dies war der Moment, in dem der Bombenexperte seine tragbare Fernzündung aktivierte. Im Bruchteil einer Sekunde ertönte eine laute Detonation, wodurch der SPW einige Meter in die Luft gehoben wurde und dann mit einem lauten Krachen verkehrt herum landete. Es folgte Gewehrfeuer. Ich feuerte einige Runden in die entgegengesetzte Richtung. Ich fühlte die Hitze der Kugeln, die über mir und um mich herum flogen und zwischen dem Laub herumjagten. Die Soldaten, geschockt wie sie waren, schafften es dennoch, das Feuer zu erwidern.

Ich sah meinen Kumpel Ka Mando – einen alten Kriegsveteran – unter einem Felsen hocken. Er hob sein Gewehr über seinen Kopf und richtete es auf die Soldaten. Eine Kugel streifte seinen Daumen, der viel später mit ein paar Stichen genäht werden musste.

Der legendäre Bo, Ka Gendo, sah mich an und schrie: »Ka Fidel!« (Jeder von uns hatte einen Kriegsnamen während der Revolution.) »Angriff!!!« Ich schaute den starken, untersetzten, würdevollen Guerilla-Kaderführer an, der ein solch ruhiges und souveränes Auftreten innerhalb und außerhalb des Kampfgeschehens hatte, und für den Hauch einer Sekunde durchzuckte mich ein qualvolles Gefühl (wie die kleine schwarze Ameise, wenn ich recht darüber nachdenke). Was soll eine städtische, kleinbürgerliche Führungskraft tun angesichts des derart direkten, unmissverständlichen Befehls eines tief respektierten Anführers, der zur Umsetzung sämtlicher Revolutionstheorien auffordert, die er jemals gelernt und zu Herzen genommen hat?

Ich biss die Zähne zusammen. Gerüstet mit Willenskraft, Überzeugung und einer vollgeladenen *Armalite*-Waffe kam ich zu dem Entschluss, dass dies mein Schicksal sei – das hektische Leben eines roten Kämpfers zu führen, sich in wahnsinniger Geschwindigkeit zu bewegen, wahrscheinlich von einem Kugelhagel getroffen zu werden und glorreich zu sterben. Von meinem als Schutz dienenden Kokosnuss-

palme rannte ich auf die feindlichen Soldaten zu... und stolperte über einen gottverdammten Stein! Instinktiv hielt ich meine Waffe vor mich, absorbierte so die Wucht des Falls, aber ruinierte dabei mein Magazin. Ich überprüfte, ob ich verletzt war, doch außer meinem Knie und meiner Würde war alles heil geblieben.

In der Zwischenzeit hatten die Kameraden – bevor ich überhaupt etwas mitbekommen hatte – mit dem »Aufräumen« begonnen. Ein Euphemismus für das Einsammeln von Waffen und Munition, nachdem sie den Feind besiegt hatten. Unter der hoch geschätzten Beute ragte ein 50-Kaliber Maschinengewehr aus dem SPW heraus – die Kugeln dieses Gewehrs in Form einer Patronenkette sind größer als ausgewachsene Lakatan-Bananen. Ich lud mir einige davon auf meine Schultern. Die toten und verwundeten Soldaten wurden sorgfältig an eine sichere Stelle getragen, sodass man sich bei ihrer Rettung um sie kümmern und sie behandeln konnte. Ich glaubte damals, dies sei die praktische Anwendung des internationalen humanitären Völkerrechts.

Fairerweise muss ich sagen, dass trotz all meiner unerbittlichen Kritik an den Menschenrechtsverletzungen der Revolutionsbewegung meine erste Erfahrung mit bewaffneten Kameraden in einem richtigen Kampf ziemlich human war – sieht man von der Landmine einmal ab.

Nach diesem ersten Geschmack eines bewaffneten Kampfes kehrte ich zu meiner Arbeit als städtische Führungskraft zurück, inszenierte Kundgebungen, organisierte die »mittleren Kräfte«, malte rote Parolen an Wände, schrieb Propagandaunterlagen gepfeffert mit den üblichen »-ismen«, umklammerte ein Megaphon, schrie mich heiser und erging mich in anderen Aktionen, die typisch für militanten Aktivismus sind (außer Stühle zu verbrennen und Farbbomben zu werfen, was eher moderne Erscheinungen sind). Im darauffolgenden Jahr – 1988 – entschied ich mich endgültig, ein Vollzeit-Guerilla zu werden und trat der schon fast firmengroßen Kampfeinheit *Melito-Glor-Kommando* auf der Halbinsel Bondoc bei, die wir schlicht »Coy« nannten. (Sie war jedoch alles andere als »Coy«, also schüchtern.) Dort verlief ein Überfall besonders gut: Es war militärische Präzisionsarbeit in Reinkultur. Wir schafften es, eine Polizeiabteilung zu überrennen, ohne einen einzigen Schuss abzugeben, indem wir einfach so taten, als seien wir Militärsoldaten: abgenutzte Uniformen, missbilligendes Verhalten, laute Stimmen.

Eine andere Mission ging jedoch schief. Ich war nicht dabei, doch hörte davon. Ein geplanter Hinterhalt wurde abgeblasen, da der souveräne Bombenmeister Ka Manolo eine Bombenvorrichtung falsch entschärft hatte. Er schnitt zwei miteinander verbundene Drähte gleichzeitig durch statt nacheinander –

»so muss es immer sein, vergesst das nicht!«, bläute er seinen Studenten stets ein. Die Bombe explodierte, weil Strom durch einen geschlossenen Kreislauf floss. Ka Manolo hielt den Plastikzünder vor sich, dies schützte ihn und rettete ihm das Leben. Er verlor nur eine Hand. Ein anderer Guerilla-Kämpfer, der eifrig Ka Manolos geschmeidige Arbeitsweise beobachtete, absorbierte den größten Teil der Schrapnelle und kam dabei ums Leben.

So spielte es sich ab in der Guerilla-Zone vor vielen Jahren, man gewann ein paar Schlachten, verlor andere und akzeptierte den Tod als unvermeidbar. Gewissermaßen ein »Kreislauf des Lebens«, und ich hatte irgendwie die Nase voll davon.

Doch dann nahm eine Operation Fahrt auf, die darauf abzielte, angeblich als Maulwurf agierende Agenten zu entlarven. Diese Operation hatte weit weniger mit »Zeittotschlagen« zu tun, als damit, unschuldige Verdächtige zu foltern und zu töten.

»Oplan Missing Link« – der schlimmste Angriff, den ich jemals durchstehen musste – als Kamerad und als menschliches Wesen. Doch das ist eine andere Geschichte.

Übersetzung: Cornelia Müller

Anmerkung

- 1) Der Autor zeichnet in seinem Buch »To Suffer thy Comrades: How the Revolution Decimated its Own« (Leiden unter Kameraden: Wie die Revolution seine eigenen Mitglieder dezimierte) eine Chronologie der Folterungen und Exekutionen während dieser Säuberungen. Neben »To Suffer thy Comrades« schrieb Garcia viele weitere Artikel, in denen er die Revolutionsbewegung scharf kritisierte. Dazu gehören Kommentare, wie die C/N/N das umfassende Abkommen zur Respektierung von Menschenrechten und Humanitärem Völkerrecht (Comprehensive Agreement on the Respect for Human Rights and International Humanitarian Law – CARHRIHL) zu politischen Zwecken der Partisanen manipuliert sowie Positionspapiere, die dafür eintreten, »nichtstaatliche bewaffnete Gruppen« für Menschenrechtsverletzungen haftbar zu machen. Neben »To Suffer thy Comrades« schrieb er das Buch »Of Maps and Leapfrogs: Popular Education and Other Disruptions« (Von Landkarten und Bocksprüngen: Populäre Bildung und andere Störungen).

Militär und Aufstandsbekämpfung

Das viel kritisierte Programm zur Widerstandsbekämpfung »Oplan Bantay Laya II«, welches seit Juni 2007 besteht und nach Ende der Amtszeit Arroyos Ende Juni 2010 auslaufen sollte, wurde unter großem Protest bis Januar 2011 verlängert.

Oplan Bantay Laya II (Operation »Schutz der Freiheit«) zielte spezifisch auf zivilgesellschaftliche Akteure ab, die als staatsfeindlich eingeordnet wurden und auf den sogenannten »Abschusslisten« (»Order of Battle« oder in »watch lists«) aufgelistet waren – darunter u.a. fallen Aktivist/innen wie Bauernführer/innen, Gewerkschafter/innen, Pastor/innen, Menschenrechtsverteidiger/innen, und -anwält/innen.

Seit Januar 2011 ist nun die neue Aufstandsbekämpfungsstrategie, auch unter dem Namen »Interner Friedens- und Sicherheitsplan« (IPSP) *Oplan Bayanihan* (Operation Gemeinschaftsarbeit) in Kraft. Integraler Bestandteil ist laut des Chefs der *Armed Forces of the Philippines* (AFP), General David, die Beachtung von Menschenrechten. So sind beispielsweise Wörter wie »Neutralisierung« und »Vernichtung« durch den Terminus »winning the peace« ersetzt worden. Ob und in wie weit es sich dabei nur um »Schönfärberei« handelt, wie Kritiker/innen befürchten, bleibt abzuwarten.

Es gibt bereits erste Berichte, dass die neuen »Peace and Development Teams« des Militärs, die *Oplan Bayanihan* umsetzen sollen, Zivilist/innen und Mitarbeiter/innen von Nichtregierungsorganisationen belästigt haben.

von Maike Grabowski

Quellen

- <http://www.afp.mil.ph/bayanihan.pdf>
- <http://www.dailymirror.ph/Jan-2011/Jan172011/loc4.html>
- <http://bulatlat.com/main/2011/01/16/oplan-bayanihan-militarizing-civilian-functions/>